

Leseprobe aus:

Christian Nürnberger

Das Christentum



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).



WIR ARMEN GLÜCKSKINDER

Es war an einem sonnigen Herbsttag Ende der 1990er Jahre, als mir etwas aufging. Ich wanderte mit meiner Familie im Rheingau. Unten glitzerte der Rhein und schlängelte sich als silbernes Band durch die Landschaft, oben leuchtete das Laub in den schönsten Farben, und wir liefen vorbei an Weinstöcken mit schweren Reben und an Obstbäumen, deren Äste vom Gewicht der Äpfel und Birnen nach unten gezogen wurden. Deutschland ist ein schönes Land, dachte ich, ein reiches und wohlgeordnetes Land, in dem sich gut leben lässt. Ich kann mir kaum ein Fleckchen Erde denken, auf dem ich lieber lebte als hier, mitten in Europa.

Unwillkürlich musste ich an meine Eltern denken, die den größeren Teil ihres Lebens in einem ganz anderen Deutschland und einem ganz anderen Europa verbringen mussten. Sie haben zwei Weltkriege und zwei Inflationen erlebt, den Hunger kennengelernt, die Diktatur und die Not. Meine Mutter hat drei ihrer Brüder im Krieg verloren. Das Haus meines Vaters wurde von einer Bombe zerstört. Der Schwiegervater war als gebrochener Mann aus dem Krieg zurückgekehrt, die Schwiegermutter mit zwei kleinen Kindern aus dem brennenden Dresden geflohen, sie hat ihre Heimat und Hab und Gut verloren.

Überall in Europa hatte die Generation meiner Eltern und Großeltern Ähnliches erlebt und erlitten, und sofern diese Generation jüdischen Glaubens war, endete ihr Leben mit hoher Wahrscheinlichkeit in einer von Deutschen betriebenen Gas-



kammer. Die meisten Beteiligten an diesem beispiellosen Verbrechen waren christlich Getaufte, auch humanistisch Gebildete. Wer aus der Generation unserer Eltern und Großeltern wie viel von diesem Verbrechen wusste, ist bis heute nicht ganz klar, aber lag stets als Schatten über ihrer Existenz.

Wie anders dagegen ist mein Leben verlaufen, das meiner Frau und der ganzen Generation der Westdeutschen, Mittel- und Westeuropäer, die nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden. Seit wir uns erinnern können, kennen wir nichts anderes als wachsenden Wohlstand in Frieden und Freiheit. Nie wurden wir vor die Wahl gestellt, Mitglied einer verbrecherischen Organisation zu werden oder im Fall der Weigerung Nachteile in Beruf und Privatleben hinnehmen zu müssen. Nie mussten wir um unser Leben fürchten, weil es einem Nachbarn gefallen hätte, uns wegen einer Lappalie zu denunzieren. Nie mussten wir uns wegen unseres Glaubens, unserer Herkunft oder unserer Rasse vor Verfolgung fürchten. Auch der Kelch der Stasi ist an uns vorbeigegangen. Glücklicherweise das Land, das keine Helden nötig hat – meine Generation lebt seit ihrer Geburt in solch einem Land. Das Einzige, was uns hier abverlangt wird, ist ein bisschen Zivilcourage.

Dann blickte ich bei jenem Spaziergang auf meine damals vier und sieben Jahre alten Kinder und fragte mich: Was wird sein, wenn sie und alle Angehörigen ihrer Generation sechzig Jahre alt sind? Werden sie dann rückblickend auch sagen können, nie etwas anderes kennengelernt zu haben als Frieden in Freiheit und Wohlstand? Werden sie so alt werden dürfen, ohne je auf die Probe gestellt zu werden?

Eigentlich spricht alle geschichtliche Erfahrung dagegen. Unser zurückliegendes halbes Jahrhundert in West- und Mitteleuropa ist ein historisch noch nie da gewesener Ausnahmezustand. Armut, Krieg, Terror, Vertreibung, Folter, Korruption, das Recht des Stärkeren – das ist der Normalzustand dieser Welt seit dem Beginn der menschlichen Geschichte. Frieden, Freiheit, Gleich-



heit, Solidarität, Rechtsstaatlichkeit, Achtung der Menschenwürde – all die Werte, die wir als selbstverständlich betrachten, waren noch bis vor hundert Jahren bloße Utopien. Tatsächlich sind sie ganz neue, schwer erkämpfte Ausnahmereischeinungen in der Geschichte der Menschheit.

Vier utopisch erscheinende Ziele, die im 19. Jahrhundert formuliert wurden, sind seit 1945 erreicht worden – eigentlich vier Wunder. Das erste, größte und wichtigste Wunder besteht darin, dass wir in Europa die viele Jahrtausende alte Institution des Krieges überwunden haben. Dass Deutsche, Engländer und Franzosen jemals wieder aufeinander schießen, ist nach heutigem Ermessen praktisch ausgeschlossen. Wer das vor hundert Jahren prophezeit hätte, wäre als Traumtänzer verhöhnt worden. Heute ist uns diese erstaunliche Leistung schon so selbstverständlich, dass unser Verdruss über Brüssel und die Eurokratie größer ist als unser freudiges Erstaunen über den sechzigjährigen Frieden in Europa.

Dann fiel uns 1990 die deutsche Einheit in den Schoß, verschwand die kommunistische Bedrohung aus dem Osten, womit auch der Zwang des Wettrüstens entfiel, und wir erwarteten die Friedensdividende. Seit rund anderthalb Jahrzehnten gehören nun auch das östliche Mitteleuropa und Osteuropa zu uns. Heute leben wir in einer Friedenszone, die sich von Irland bis zur Ukraine erstreckt, vom Nordkap bis in die Ägäis. Europas Völker verzichten schrittweise auf ihre politische Souveränität, verschränken ihre Volkswirtschaften miteinander, begeben sich in gegenseitige Abhängigkeit, und je länger dieser Prozess fortschreitet, desto unwahrscheinlicher wird es, dass Konflikte jemals wieder kriegerisch ausgetragen werden – Welch ein gewaltiger Entwicklungssprung!

Ein zweites Ziel ist schon seit so vielen Jahrzehnten realisiert, dass uns sein ursprünglich utopischer Charakter gar nicht mehr bewusst ist: die volle Teilhabe der Arbeitnehmer an politischen Entscheidungsprozessen, an Kultur und Bildung, sowie die mög-





lichst gerechte Verteilung des durch Arbeit erwirtschafteten Wohlstands. Tatsächlich wurde fast alles, was die ersten Arbeitervereine des 19. Jahrhunderts als Ziele in ihre Programme hineingeschrieben hatten, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verwirklicht.

Ein drittes, vor hundert Jahren utopisch erscheinendes Ziel ist auf einem guten Weg: die volle Gleichberechtigung der Frau. Die ehemalige Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts, Jutta Limbach, hat diesen Fortschritt 1997 so formuliert:

Im Gegensatz zu unseren Urgroßmüttern dürfen wir politische Versammlungen besuchen. Im Gegensatz zu unseren Großmüttern dürfen wir Universitäten besuchen, Ärztinnen, Richterinnen und Professorinnen werden. Im Gegensatz zu unseren Müttern haben wir ein gleichrangiges elterliches Sorgerecht und das Recht, erwerbstätig zu sein. Im Gegensatz zu uns Älteren haben unsere Töchter das Recht, ihren Mädchennamen zu behalten, wenn sie heiraten, und sie können, wie auch die Väter, Erziehungsurlaub nehmen, wenn sie ihr Kind in den ersten Jahren selbst versorgen möchten.¹

Das Einzige, das noch nicht klappt, ist die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, aber daran wird gerade gearbeitet. Dass nur jede vierte Frau finanziell unabhängig ist, nur 3,7 Prozent aller deutschen Frauen einen Chefsessel erklimmen und nur 1,6 Prozent der Männer Erziehungsurlaub nehmen, zeigt zwar, dass die Emanzipation noch lange nicht abgeschlossen ist – ja, in zahlreichen Machokulturen Osteuropas und in außereuropäischen Ländern hat sie noch nicht einmal begonnen. Dennoch darf trotz der nach wie vor männerdominierten Gegenwart behauptet werden: Die Gleichberechtigung der Frau ist, zumindest in der westlichen Welt, das größte neuere Ereignis der Weltgeschichte, auch wenn es bis zum Erreichen des angestrebten Ziels





– die Hälfte der Welt für die Frauen – noch ein bisschen dauern wird.

Das vierte, ebenfalls im Programm der Arbeitervereine aufgeführte und heute erreichte Ziel – der Sieg über die Armut, die finanzielle Absicherung gegen Arbeitslosigkeit, Krankheit und Alter – wird nicht mehr gefeiert, sondern relativiert: Denn derzeit werden diese Errungenschaften beschnitten, es gibt eine wachsende Armut, besonders unter Alleinerziehenden, Familien mit vielen Kindern und alten Menschen. Manchem dünkt schon, dass den kleinen Leuten peu à peu alles wieder genommen wird, was während der letzten hundert Jahre erkämpft wurde, aber diese Angst ist übertrieben.

Drei Viertel der heutigen Weltbevölkerung priesen sich glücklich, wenn sie in den Genuss jenes Zustands kämen, der heute bei uns als Armut definiert wird. Und die Zehntausende von Flüchtlingen, die täglich aus ihren Armutsregionen aufbrechen, um unter Einsatz ihres Lebens über Tausende von Kilometern an die Grenzen Europas zu gelangen und diese zu überwinden, teilen uns mit: Unser Land ist das Land ihrer Sehnsucht. Hier vermuten sie das bessere Leben. Die es schaffen, bei uns Fuß zu fassen, sind dann oft enttäuscht. So, wie sie es sich erträumt haben, ist dieses Europa ja gar nicht. Trotzdem will keiner zurück, denn das, was vom Traum übrig bleibt, ist immer noch besser als das, wovor sie geflohen sind.

Die zweifellos vorhandenen Probleme in unserer Region – Arbeitslosigkeit, Armutsverwahrlosung, aber auch Wohlstandsverwahrlosung, die Bildungs- und Erziehungsmisere – ändern nichts am prinzipiellen Befund: Wir sind Bewohner einer Oase inmitten einer großen Wüste. Nicht allen geht es gleichermaßen gut, aber allen geht es besser als früheren Generationen und als denen, die anderswo ihr Leben fristen. Wir, die Nachkriegsgeborenen der westlichen Hemisphäre, haben den weltgeschichtlich günstigsten Zeitpunkt und günstigsten Ort erwischt, den man sich denken kann, um auf diese Welt zu kommen und in ihr



aufzuwachsen. Keine Generation vor uns hatte größeres Glück als wir.

Warum aber fallen wir uns aus Freude über unser Glück nicht täglich um den Hals? Warum sind wir Glückskinder so missgestimmt, schlecht gelaunt, depressiv, unzufrieden, voller Selbstmitleid? Arbeitslose, die von unserer Gesellschaft vor Obdachlosigkeit und Verelendung bewahrt und medizinisch gut versorgt werden, wählen rechtsradikal. Jugendliche, denen von ihren Eltern alle Möglichkeiten der Bildung geboten werden, schmeißen die Schule oder brechen das Studium ab. Arbeiter und Angestellte, die eine Lebenserwartung haben wie noch nie in der Geschichte der Menschheit, rebellieren, weil ihr Renteneintrittsalter um zwei Jahre erhöht werden soll.

Vielen Menschen schlägt der mörderische Konkurrenzkampf der globalisierten Wirtschaft aufs Gemüt. Die der Konkurrenz nicht mehr standhalten, werden vorzeitig ausgemustert oder gar nicht erst zugelassen. Ein Teil der Jugend empfindet sich als überflüssig, weil er scheinbar nicht gebraucht wird. 41 Millionen Menschen in der Europäischen Union leiden unter Angst, Panik und sozialen Phobien, 21 Millionen sind depressiv, 9 Millionen betäuben sich mit Alkohol,² und allein in Deutschland liegt die Zahl der Pillen- und Medikamentensüchtigen zwischen 1,4 und 1,9 Millionen.³ Dazu kommen die Millionen, die der Wohlstand krank macht, die Übergewichtigen, Diabetiker, Kettenraucher, Rheumatiker und Herz-Kreislauf-Geschädigten.

Würde man die Europäer fragen, ob sie mit ihrem Leben rundum glücklich und zufrieden sind, antwortete vermutlich nur ein kleiner Teil ohne Zögern mit einem uneingeschränkten Ja. Sind wir also inmitten unseres Wohlstands und der Ordnung und Sicherheit unserer Verhältnisse unfähig geworden zum Glück? Fehlt uns etwas?

Ein Teil unserer Gesellschaft scheint gegenwärtig die Erfahrung zu machen, dass ihm die Butter vom Brot genommen wird. Der andere, versorgte, wohlhabendere Teil – noch immer



die Mehrheit im Land – scheint dagegen zu merken, dass Jesus recht hatte mit seiner Aussage: *Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.* (Matthäus 4, 4 und Lukas 4, 4) Der aktuelle Trend zu Sinn-suche, Mystik, Esoterik, Spiritualität und Religion deutet darauf hin, dass sich eine große Zahl von Zeitgenossen jenes Defizits bewusst wird, von dem Jesus sprach.

Aber dieser Spruch hat einen zweiten Teil. Vollständig lautet er: *Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes hervorgeht.* – Wer in Europa, außer Pfarrern, Theologen und regelmäßigen Kirchgängern, versteht noch, was mit diesem zweiten Teil gemeint ist? Verstehen es die Pfarrer und Theologen selbst noch?

Wohlstandsgesellschaften, in denen so ein Wort nicht mehr verstanden wird, entwickeln sich zu segmentierten Wehleidigkeits- und Neidgesellschaften. In solchen Gesellschaften wird jede Verbesserung als ungenügend, die geringste Verschlechterung als katastrophal empfunden. Es wird ein Anspruchsdenken gezüchtet, das ins Unermessliche wächst, in allen Schichten.

Zu viele Menschen der westlichen Hemisphäre scheinen sich ihrer komfortablen Lage zu wenig bewusst zu sein. Die Heizung im Winter, die Klimaanlage im Auto, das Handy, die Post, die warme Dusche, die Reisen in ferne Länder, Events, Festspiele und Jahrmärkte zu allen Jahreszeiten, Museen, Theater und Konzerthallen, Arztpraxen und Apotheken allerorten, Kindergärten, Schulen und Universitäten, gepflegte Parks, Restaurants, Kneipen, Supermärkte, U-Bahnen, Taxen, beleuchtete Straßen, eine funktionierende Polizei und Justiz, die nicht korrupt sind – all das, wovon drei Viertel der Weltbevölkerung nur träumen, erscheint uns, dem restlichen Viertel, als der uns selbstverständlich zustehende Mindeststandard, und von einem guten Leben erwarten wir, dass es über diesem Standard liegt.

Wer den Ausnahmezustand für den Normalzustand hält, vergisst leicht, wie schwer es war, der großen Wüste diese kleine Oase abzutrotzen, fühlt kaum die Pflicht, die Oase zu erhalten,





unterschätzt die Mühe, die es kostet, den schönen Garten zu bewahren und zu bebauen, und versagt vollends vor der Aufgabe, den Garten zu erweitern, die Wüste ringsherum zurückzudrängen und in fruchtbares Land zu verwandeln. Keine Generation vor uns hatte größeres Glück als wir – und vielleicht wird es damit schon für die nächste Generation wieder vorbei sein. Vielleicht werden unsere Kinder, wenn sie siebzig, achtzig Jahre alt sind, ihren Kindern von ihrer paradiesischen Kindheit erzählen wie von einem untergegangenen Atlantis.

Wir haben unsere Eltern und Großeltern gefragt: Was habt ihr eigentlich gemacht damals in den Jahren, als die Juden verschwanden? Kann sein, dass wir einst als Greise von unseren Kindern und Enkeln gefragt werden: Was habt ihr eigentlich gemacht damals, als die Ressourcen schwanden, die Ozeane sich erwärmten, die Kinder in Afrika verhungerten, der islamische Hass auf den Westen eskalierte und die westlichen Politiker an China und Indien keine andere Forderung stellten, als an ihrem Wirtschaftswachstum beteiligt zu werden?

Gleichgültig ignoriert man in dieser Oase, was sich an ihren Rändern abspielt. Das Denken der Oasenbewohner kreist um sich selbst, die eigene Befindlichkeit, die Sorge, einen zu geringen Teil vom Kuchen abzukriegen – da hat man keinen Nerv und keine Zeit, sich Gedanken um die Mehrheit draußen in der Wüste zu machen. Ängstlich, voller Furcht und zugleich konzeptionslos oder wirtschafts-ideologisch kurzsichtig geht man mit der Tatsache um, dass der Eiserne Vorhang seit anderthalb Jahrzehnten weg ist und der Weltmarkt über zwei Milliarden neue Mitspieler aus Asien verfügt. Wie die sich daraus ergebenden Chancen zu nutzen, die Risiken zu minimieren und die Probleme zu lösen sind, dafür hat niemand einen Plan, keine Regierung, keine UN- und keine EU-Kommission. Die Zukunft, so scheint es, wird ein Ergebnis aus Markt, Macht und Zufall sein, und am Ende könnte etwas dabei herauskommen, das niemand gewollt hat.

